Gesprächsimpulse zu Flüchtlingsthematik und Weltoffenheit

Seit Monaten bewegen unsere Gesellschaft Fragen von Zuwanderung, Flucht, Vertreibung, Mitmenschlichkeit und Offenheit. Diese Debatte wird mit allen bekannten Positionen auch in unseren Gemeinden geführt. Die Themen sind komplex und verlangen eine Erörterung im biblisch-theologischen Horizont.

Die Landessynode der EKM ermutigt Kirchenkreise und ihre Konvente sowie Gemeindekirchenräte und Ältestentage, sich über ihre Position auszutauschen und Folgerungen für das Handeln zu ziehen. Dazu empfiehlt sie die beiden folgenden Papiere als Gesprächsimpulse. Autoren sind zum einen der Landeskirchenrat sowie für den zweiten Teil Mitglieder des Synodalausschusses Gottesdienst, Gemeindeaufbau und Theologie.

Impuls 1:

Gemeinde Jesu Christi wirkt mit an einer weltoffenen Gesellschaft

I.

Unsere Gesellschaft ist zunehmend geprägt vom Pluralismus der Ethnien, Kulturen, Weltanschauungen und Religionen. In dieser Wahrnehmung erkennen wir eine chancenreiche Aufgabe. Mit unserer theologischen Besinnung und der daraus folgenden gesellschaftlichen Positionierung zur Pluralität in den vielfältigen kulturellen, religiösen und gesellschaftlichen Formen der Selbstentfaltung stehen wir in einem Diskurs, der neue Perspektiven eröffnen und uns selbst bereichern kann.

Die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland bejaht die Welt, in der wir leben, als von Gott geschaffen. Diese Welt ist Gottes Gabe und schenkt uns die Hoffnung im Glauben, dass sie eine vom Elend der Gottesferne erlöste Welt ist. Die vielfältigen Erfahrungen, dass Mitmenschen unsere Welt anders deuten und unseren Glauben nicht teilen oder offen ablehnen, ändert diesen Glaubensgrundsatz nicht. Das Christentum in Vergangenheit und Gegenwart war und ist durch eine Vielfalt der Lebensformen, ethischen Entscheidungen und Glaubenssätze geprägt. Diese Erfahrung können und müssen wir in die gesellschaftliche Debatte einbringen.

Dabei kommt es darauf an, Pluralität nicht als Beliebigkeit, sondern als Selbstverständnis und Bereicherung zu begreifen. Es geht um einen konstruktiven Diskurs unterschiedlicher Orientierungen. An diesen Diskurs stellen wir die Erwartung, dass alle bereichert werden, aber niemand bezwungen wird. Die drei Dimensionen des konziliaren Prozesses – Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung – bringt die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland ein. Unsere Gesellschaft mit ihren demokratischen Grundwerten ist darauf angewiesen, dass sie durch einen vereinbarten Grundkonsens getragen wird. Eine Rechtsordnung allein kann dies nicht leisten, weil sie das Ergebnis dieses immer neu auszuhandelnden Konsenses ist.

II.

In der Gründungserzählung der Kirche Jesu Christi wird berichtet, wie der Heilige Geist die Grenzmarkierungen durch Sprache, Ethnie und Kultur überwindet. „Als nun dieses Brausen geschah, kam die Menge zusammen und wurde bestürzt; denn ein jeder hörte sie in seiner eigenen Sprache.“ (Acta 2,6).

So gehört es von Beginn an zur Kirche Jesu Christi, weltoffen zu sein. Sie ist frei für die Begegnung und den Austausch mit den Menschen aller Welt und Kulturen. Christinnen und Christen bleiben nicht unter sich, sondern bringen ihren Beitrag zur Gestaltung der Welt und Gesellschaft ein. Jede Generation steht vor der Aufgabe, diese Freiheit und Weltoffenheit so einzubringen, dass die jeweilige Gesellschaft friedlich im Konsens gestaltet werden kann. Dies kann gelingen, wenn Menschen die Pluralität der Weltanschauungen, Religionen und Kulturen in gegenseitiger Kenntnis, Toleranz[1] und fortwährender Gesprächsbereitschaft miteinander leben. In diesem von gegenseitiger Toleranz geprägten Diskurs hat die Gemeinde Jesu Christi ihre Positionierung im Glauben einzubringen.

Dieses Gespräch ist jeweils neu an den aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen und Chancen zu orientieren. Für die heutige Diskussion in Kommunen, Landkreisen und den Bundesländern sollen einige dieser Positionierungen kurz angesprochen werden.

Es sind die Themen des konziliaren Prozesses für **Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung**, die die friedliche Revolution vor 26 Jahren mit provoziert haben. Diese Themen sind noch heute als Grundanliegen an kirchliches Handeln anzulegen. Die Kirche Jesu Christi beteiligt sich an der Gestaltung der Welt so, dass sie für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung eintritt. Damit nimmt die christliche Tradition uralte prophetische Visionen von einer Gerechtigkeit und einem ewigen Frieden als Gottesgabe (Schalom) an die ganze Menschheit auf.

Damit widersprechen wir allen, die das Recht des Stärkeren einfordern.

Die biblische Rede von dem **Menschen als Gottes Ebenbild** ist eine Grundlage des modernen Verständnisses der allgemeinen Menschenrechte. „Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Weib." Damit wird im 1. Buch Mose Kapitel 1 im Vers 27 zum Ausdruck gebracht: Alle Menschen sind nach dem Bilde Gottes geschaffen. Sie sind als Geschöpfe Gottes in gleicher Weise als Ebenbilder in die besondere Beziehung zu ihrem Schöpfer gestellt. Diese Beziehung wird insbesondere durch den biblischen Auftrag an alle Menschen zur Bewahrung und Gestaltung der Erde beschrieben. Als solche sind alle Menschen als Geschwister gleicher Würde mit demselben Auftrag ins Leben gerufen.

Damit widersprechen wir allen Positionierungen, die die Gleichwertigkeit der Menschen aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit oder kulturellen Herkunft infrage stellen.

Die Zeugnisse einer frühen Auseinandersetzung im Urchristentum[2] zeigen, dass die Kirche Jesu Christi als weltweite Kirche immer in unterschiedlichen Kulturen lebendig ist. Kirche in der Nachfolge Jesu Christi ist multikulturell. Die Begegnung mit dem Fremden ist dabei immer Anfrage an die eigene Identität. Die Kirche hat ihren einzigartigen Auftrag in aller Welt, so dass das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher kultureller Prägung nicht als Ausnahmefall, sondern als von Gott gewollte Gemeinschaft seiner Geschöpfe zu begreifen ist. Diesen alle kulturellen Grenzen überspringenden Gestaltungsauftrag hat die Kirche Jesu Christi in das gesellschaftliche Leben einzubringen.

Damit wird gleichzeitig deutlich, dass jeglicher rassistisch begründeten Wertung und Klassifizierung von Menschen mit entsprechenden Schlussfolgerungen für das Zusammenleben zu widersprechen ist.

Dies gilt insbesondere für Menschen, die ihre Heimat verlassen und nach Schutz für Leib und Leben in der Fremde suchen. Schon in der alttestamentlichen Tradition steht fest, „die Fremdlinge darfst du nicht bedrücken noch bedrängen" (2. Buch Mose 22,20). Die Urerfahrung der Flucht eines Teils des Volkes Israels ist in der alttestamentlichen Tradition aufgenommen und impliziert das Gebot der Gastfreundschaft und des **Lebensrechtes des Fremdlings** im eigenen Land. Darüber hinaus geht 3. Buch Mose 19,33 f. von der Tatsache aus, dass zu aller Zeit Fremde im eigenen Land leben.

Die Fragestellung, ob Fremde ins Land zu lassen sind, steht überhaupt nicht. Die sogenannten „Fremden"[3] gehören zu der Gruppe der auf Hilfe und Schutz angewiesenen Menschen, zu der auch die Witwen und Waisen gezählt werden. Damit tauchen schon im alten Israel erste Ansätze der Gleichstellung von Fremden und Einheimischen auf.

Damit widerspricht die jüdisch-christliche Glaubenstradition allen Auffassungen, die Nothilfe für bedrohte Menschen als Pflicht der mitmenschlichen Fürsorge infrage stellen.

Der Apostel Paulus legt in seinem Brief an die Römer sein theologisches Vermächtnis nieder: Die Erwählung des Volkes Israel ist auf alle Menschen, die an Jesus Christus als den Sohn Gottes glauben, ausgeweitet. Für Paulus steht das Bild vom Ölbaum (Volk Israel) im Römerbrief 11,17 ff., in das die weltweite Christenheit als Zweig eingepfropft wird, für die Überzeugung, dass der ursprüngliche Bund Gottes mit dem Volk Israel in besonderer Weise erhalten bleibt.

Insbesondere vor dem Hintergrund der verhängnisvollen Geschichte des Dritten Reiches mit den über sechs Millionen Mordopfern aus dem jüdischen Volk bleibt es die besondere Herausforderung der Evangelischen Kirche in Deutschland, gegen jeden Antisemitismus und Antijudaismus in der Gesellschaft Stellung zu beziehen. Eine Kirche, die den Antisemitismus und Antijudaismus nicht als Irrtum verwirft, schneidet sich die eigenen Wurzeln ab.[4]

Damit widersprechen wir jeder Form des Antisemitismus und Antijudaismus.

Der gesellschaftliche Diskurs erschöpft sich nicht in der Beschreibung und im Austausch von unterschiedlichen Positionen zu Fragen der Menschenrechte und des Friedens auf der Welt. Christliche Gemeinden in der Nachfolge Jesu Christi fragen, wie die Botschaft des Wortes in ihrem jeweiligen Lebensraum durch eigenes Handeln aktuell Gestalt gewinnen kann. Dabei ist der Überforderung durch Perfektionsstreben zu begegnen.

Es geht häufig darum, ein deutliches Zeichen dafür zu setzen, dass unreflektierte Ängste und Feindbilder nicht als Ratgeber für schwierige gesellschaftliche Prozesse geeignet sind. Und es geht um die feste Überzeugung, die im barmherzigen Samariter das Vorbild gefunden hat. Der barmherzige Mann sieht die Not des unter die Räuber Gefallenen und hilft ihr ab, so gut er kann. Heute sind Millionen Menschen unter die Räuber und Mörder gefallen, und Millionen Christen können es dem Samaritaner gleichtun.

Impuls 2:

Wir wissen, dass die ganze Schöpfung bis zu diesem Augenblick mit uns seufzt und sich ängstet. Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir den Geist als Erstlingsgabe haben, seufzen in uns selbst und sehnen uns nach der Kindschaft, der Erlösung unseres Leibes. (Römerbrief 8,22-23)

Die Welt und alle Kreaturen leiden und bedürfen der Erlösung. Vor diesem Horizont sehen wir auch die vielen geflüchteten Menschen an unseren Grenzen und in unseren Städten. Sie sind ein Ausschnitt aus dem Panorama der „ganzen Schöpfung“, die „bis zu diesem Augenblick mit uns seufzt und sich ängstet“.

Paulus zeigt uns: Wenn wir als Christen zusammen mit der ganzen unerlösten Welt „seufzen“, wenn wir uns hineinziehen lassen in das leidvolle und beschwerte „Seufzen der Kreatur“, dann ist der Heilige Geist unter uns wirksam.

Gewiss: Wir sind ein Teil dieser Welt und haben es selbst schon schwer genug. Auch Christen spüren am eigenen Leib, dass die völlige Erlösung und Befreiung noch aussteht. Auch wir „sehnen uns“, sagt Paulus, „nach der Erlösung unseres Leibes“. Aber den Christen ist etwas versprochen: Wenn wir Anteil nehmen am Leid dieser Welt, wird unsere Hoffnung und unser Glaube gestärkt. Die Gemeinschaft im Leiden mit der Welt ist eine Gemeinschaft der Hoffnung für die Welt.

Wer von diesen dreien, meinst du, ist der Nächste gewesen dem, der unter die Räuber gefallen war? Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm tat. Da sprach Jesus zu ihm: So geh hin und tu desgleichen! (Lukasevangelium 10,36-37)

Der kurze Dialog am Ende des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter fordert auch uns heraus, und es ist ganz eindeutig eine Aufforderung zum Tun: „So geh hin und tu desgleichen.“ In unseren Tagen sind Millionen Menschen auf der ganzen Welt „unter die Räuber gefallen“. Dass Menschen auf der Flucht in großer Zahl nach Europa kommen, ist eigentlich nicht erstaunlich. Erstaunlich ist viel eher, dass sie erst jetzt kommen. Spätestens jetzt sind wir ihnen zu „Nächsten“ geworden, und die Aufforderung Jesu gilt auch hier und heute, und sie gilt allen, die sie hören.

Christus spricht: Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen. (Matthäusevangelium 25,35)

Im Gleichnis vom Weltgericht aus dem Matthäusevangelium wird dieser Appell noch (ein-)dringlicher: Hier ist es der Weltenrichter selbst, der sich mit den Hungrigen, Dürstenden und Fremden identifiziert, und das Verhältnis jedes Menschen zu ihm strikt davon abhängig macht, ob man diesen Hilfsbedürftigen beigestanden hat oder ob man dies nicht getan hat. Nach dem Matthäusevangelium entscheidet sich die von Jesus geforderte „Gerechtigkeit“ nicht am Reden, sondern zuerst und vor allem am Tun. Begründungen, warum Hilfe unterlassen wurde, gibt es in großer Zahl, und viele

davon sind nicht einfach Ausflüchte, aber im großen Weltgericht (oder: vor dem Weltenrichter) gilt davon nicht eine einzige.

Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit. (2.Timotheusbrief 1,7)

Die schlechten Nachrichten, die uns täglich aus aller Welt erreichen, erzeugen Angst. Wir werden in kleineren oder größeren Dosen gewissermaßen permanent und schleichend verängstigt. Das liegt einerseits an den harten Fakten der überhand nehmenden Krisen und Katastrophen, andererseits aber auch an den Bildausschnitten der Nachrichtensendungen, die einem Wettbewerb des Sensationellen unterworfen sind, und deren Nachrichtenwert an der Schockwirkung auf die Zuschauenden gemessen wird. Aber Angst lähmt die Kraft zum Handeln, sie erstickt die Liebe zu den Menschen, und sie trübt das klare Denken und das besonnene Urteil.

Auch Christen sind davor nicht gefeit. Auch uns beschleicht regelmäßig ein mulmiges Gefühl; Beklommenheit und Nervosität wollen von uns Besitz ergreifen. Hier macht wieder der Heilige Geist von sich reden, denn er ist das genaue Gegenteil von einem „Geist der Furcht“. Gottes Geist wirkt dort, wo inmitten einer Atmosphäre der Angst Kraft zum Handeln, Liebe zu den Menschen und nicht zuletzt auch ein ruhiges Nachdenken und ein ausgewogenes Urteil da ist. Christlicher Widerstand heißt in diesen Tagen vor allem denen zu widerstehen, die Furcht in die Herzen der Menschen säen.

Jesus spricht: Wenn dich einer nötigt, eine Meile mitzugehen, so gehe mit ihm zwei. (Matthäusevangelium 5,41)

Diese Forderung Jesu an seine Jünger fordert mehr, als allein für andere etwas zu geben, Kleidung , Unterkunft, Dorfgemeinschaft, Integration bereitzustellen. Wir erleben zurzeit ganz unterschiedliche Wege, mit der Situation umzugehen: Da sind einerseits die, die sich voller Eifer und ohne Furcht – in den Augen mancher blauäugig und kurzsichtig – für Flüchtlinge engagieren. Anderseits sind da diejenigen, die in ihrem Herzen Bedenken tragen, die Sorge haben, ob das „Wir schaffen das“ nur eine leere Phrase ist, die fragen, wie eine Zukunft in einer sich durch Fremde veränderten Heimat aussehen wird. Jesu Aufforderung weist uns aneinander, miteinander zu gehen und zwar weiter, als man sich genötigt fühlt. In Unterschieden beieinander zu bleiben, um beste Wege zu ringen, mit den Überzeugungen und Zweifeln nicht hinter dem Berg halten zu müssen – wo, wenn nicht in der Gemeinde Jesu kann solch ein ideologiefreier Austausch geschehen?

1 Da der Begriff „Toleranz“ sehr weit verstanden wird, ist die Unterscheidung von Karl-Ernst Nipkow hilfreich. Die einfache Toleranz (schwache passive Toleranz) geht von der Duldung der unterschiedlichen Religionen aus und könnte auch in religiöse Indifferenz übergehen. Hinter dieser Form verbirgt sich bisweilen einfaches Desinteresse an der Unterschiedlichkeit. Die starke Toleranz (starke aktive Toleranz) sieht die Herausforderung darin, in gegenseitigem Respekt die Unterschiede klar zu markieren und von den Unterschieden her das Gespräch im Hinblick auf die Gestaltung einer gemeinsamen Gesellschaft zu führen. Vgl. ebenda 247–259.

2 Brief des Apostel Paulus an die Galater, Kapitel 3.

3 ‚GER‘ bezeichnet im Hebräischen den auf Schutz angewiesenen Fremden im Land. Beide Bibelverse beziehen sich auf diesen „Schutzbürger“.

4 Verfassung der EKM: „Durch Jesus Christus steht die Kirche in der Verheißungsgeschichte mit seinem Volk Israel – bleibend gültig zum Heil für alle Menschen.“ (Präambel 2. Satz 3).

Nicht nur für die Osternacht

Geistliches Wort für März 2016

Mitten in der Nacht werden Lichter angezündet. Und Lieder der Hoffnung erklingen. Christ ist erstanden. Mitten in der Nacht – Klänge und Kerzen gegen die Dunkelheit. Wir können sie hören und sehen.

Manchmal werden in meinem Leben Lichter angezündet, Lichter gegen das Dunkel in mir – aber ich kann sie nicht sehen.

Manchmal kommen mir Stimmen der Hoffnung zu Ohren, doch ich kann sie nicht hören – jedenfalls nicht gleich.

Manchmal steht das Leben neben mir, und mir geht kein Licht auf.

Manchmal bin ich so gefangen in meinen Erfahrungen, dass etwas Neues gar keinen Platz hat. Ich habe so meine Erfahrungen. Was für ein tödlicher Satz.

Manchmal bin ich so fixiert auf das, was gewesen ist, dass ich die Hoffnung gar nicht erkenne. Obwohl sie neben mir steht.

Es ist eine der schönsten Ostergeschichten, die Geschichte von der Freundin Jesu, der Maria Magdalena.

Todtraurig ist sie. Sie steht vor dem Grab ihres alten Freundes Jesus und sie weint. Und alles kommt hoch in ihrer Trauer: Die lange Geschichte mit ihrem Freund. Die frohen Zeiten voller Zuversicht und die Zeiten voller Sorgen und Gefahr.

Wie sehr hatte sie gehofft. Wie sehr hatte sie sich gesorgt. Und wie viel Angst hatte sie gehabt um ihn, als er dann gefangen genommen wurde.

Und dann dieser schreckliche Tod. Diese Qualen am Kreuz. Und jetzt ist alles vorbei.

Sie steht vor seinem Grab und kann die Augen gar nicht vom Grab wenden. Ganz fixiert ist sie auf den Tod. Ganz gefangen von ihrem Schmerz.

So wie Menschen, die nicht herausfinden aus ihrer tiefen Trauer.

So wie Menschen, die nicht herausfinden aus dem, was einmal gewesen ist.

Immer wieder die alten Bilder. Immer wieder die Erinnerungen.

Immer wieder das, was mal war. Und langsam stirbt die Seele.

Maria Magdalena starrt auf das Grab. Wie tot ist sie innerlich. Sie kann den Blick nicht wenden. Die Leere, das, was nicht mehr ist, das ist ihr vor Augen. Es geht ihr wie vielen Menschen, die an den Gräbern ihrer Freunde und Verwandten stehen, an den Gräbern ihrer Ehen, an den Gräbern ihrer Lebenshoffnungen.

Maria schaut auf das, was nicht mehr ist und sie schaut ins Leere.

Und dann geschieht etwas. Ganz behutsam. Gar nicht spektakulär.

Sie wird angesprochen. „Was ist mit dir? Warum weinst du?“, klingt es an ihr Ohr. Geduldig wird sie angesprochen wieder und wieder.

Und langsam gelingt es ihr, über das zu sprechen, was sie erlebt hat. Langsam wendet sie den Blick. Und dann sieht sie ihn.

Aber sie erkennt ihn nicht. Es ist ein Gärtner. Ein Fremder.

Einer, der mich innerlich nicht so erreichen kann, wie mein Freund damals mich erreichen konnte.

Und dann geschieht es doch: „Maria“, hört sie, und sie spürt neue Nähe.

Der Auferstandene begegnet ihr als ein Mensch, der sie herausholt aus der Trauer, aus der Fixierung auf das Grab, aus dem Tod.

Er begegnet ihr als ein Mensch, der ihr neue Hoffnung gibt und neues Leben.

Manchmal steht das Leben neben mir und mir geht kein Licht auf.

Manchmal bin ich so gefangen in meinen Erfahrungen, dass etwas Neues gar keinen Platz hat.

Manchmal bin ich so fixiert auf das, was gewesen ist, dass ich die Hoffnung gar nicht erkenne. Obwohl sie neben mir steht.

Manchmal aber werde ich angesprochen, und ich höre die Stimme an meiner Seite.

Manchmal steht jemand neben mir mit einem Licht in der Hand – so wie in der Osternacht.

Und ich verliere die Scheu vor dem Fremden.

Manchmal gelingt es, den Blick zu wenden und über alles zu reden.

Manchmal spüre ich, hier meint jemand wirklich mich und ich merke:

Es ist ja da – das Leben. Sie ist ja da, die unzerstörbare Hoffnung.

Es ist ja da – das Licht mitten im Dunkel. Der Herr ist auferstanden.

Propst Siegfried T. Kasparick ist Beauftragter für Reformation und Ökumene der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland.